

# Wider Johann Jakob Bachofen

Autor(en): **Howald, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 13

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748417>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## WIDER JOHANN JAKOB BACHOFEN

Propheten legen von jeher Wert darauf, ihre Vorgänger gehabt zu haben; dass aber um einen solchen geradezu ein Wettlauf der Messiasse stattfindet, dies möchte wohl nicht zu häufig der Fall sein. Dies beneidenswerte Los ist J. J. Bachofen zuteil geworden: Neben Ludwig Klages, der mit Recht sein eigentlicher Entdecker genannt wird, tritt Hugo von Hofmannsthal, der in seinen *Neuen deutschen Beiträgen* eine lange zitatengeschwängerte Partie aus dem *Mutterrecht* zum Abdruck bringt, tritt Oswald Spengler, der, wie man weiß, besonders in kleinerem Kreise über Mommsen zu lächeln und Bachofen zu preisen pflegt, wie denn auch der kritische Begleiter seines Werkes, Manfred Schröter, eine zierliche Auswahl aus der *Gräbersymbolik* im Verlage Beck hat erscheinen lassen und in diesen Tagen *Das lyrische Volk* in der Haessel'schen Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ neu herausgibt. Und vor sie alle hin wird sich zu gegebener Zeit C. A. Bernoulli mit einem wohlbeleibten Buche stellen, das uns die längst schmerzlich vermissten Aufklärungen über Bachofens irdischen Wandel und seine himmlische Vollendung bringen wird. Nun sind die genannten ehrenwerten Männer alle keine Historiker — außer Spengler, der aber auch nur so tut —, sondern Psychologen oder Kulturpropagatoren oder irgend etwas Derartiges. Darum versteht man leicht, wie dankbar sie sind, in Bachofen einen Historiker zu finden, der ihre Erkenntnisse von den Triebfedern des menschlichen Daseins und seinen geschichtlichen Szenen ausschmückt; dabei klammern sich die einen, nennen wir sie die bewussten Erotiker, mehr ans *Mutterrecht* und seine Sippe, die andern, die unbewussten, mehr an die *Gräbersymbolik*; Oswald Spengler aber hat Freude, dass, dank Bachofen, sein System für Gebiete des Altertums stimmt, wo er's nicht zu hoffen gewagt hätte. Kein Wunder also, dass die Dankbarkeit so gut wie der Selbsterhaltungstrieb sie alle nötigt, Bachofen als einen ganz großen Gelehrten (dies Wort muss natürlich so wie so von jeder Erdschwere befreit sein) hinzustellen, während die Fachwissenschaft ihrerseits mit — unübertrieben — absolutem Stillschweigen von einem Manne dieses Namens überhaupt nichts weiß. Dieser letztere Um-

stand würde mich nun freilich nicht einen Augenblick lang hindern, entschlossen auf die Seite Bachofens zu treten, denn, wiewohl ich mich keineswegs aus den Grenzen meiner Wissenschaft heraus bewegen will, so sind mir jene Spukgeister der Gegenwart doch tausendfach näher und lieber, ich empfinde sie als unendlich mehr Fleisch von meinem Fleisch denn die gesamte communis opinio des Faches, diesen Würgengel alles Lebendigen. Es wäre auch an und für sich gar nicht ausgeschlossen, dass ein bedeutender Forscher infolge des Widerstandes der wissenschaftlichen Modeströmungen seiner Zeit bei weitem nicht den Erfolg erzielte, den er verdiente. Ja in Zeiten innerster Neuorientierung, wie sie jetzt die Geisteswissenschaften erleben, die Altertumswissenschaft sicher zu erwarten hat, ließe es sich sogar denken, dass man plötzlich einen Vorläufer entdeckte, der den Zeitgenossen unbekannt geblieben wäre. So wollen Bachofens Verehrer den Tatbestand auch in seinem Falle angesehen wissen; sie wünschen, dass nunmehr das Unrecht wieder gut gemacht werde, und ihm ein Platz eingeräumt werde in der Geschichte der Wissenschaft, auf seinem Spezialgebiet aber, dem religionsgeschichtlich-mythologischen, ein Ehrenplatz neben oder vielmehr vor, weit vor Creutzer, Welcker, C. O. Müller und den anderen.

Das wäre für uns Altertumsmenschen eine wichtige und für eine weitere geistig interessierte Welt eine kuriose Sache. Diese hätte nicht nur aus bisher nicht beachteten Büchern Belehrung über einige alte Dinge zu holen, sondern diese Dinge selber nähmen einen geheimnisvoll zauberischen Reiz an; eine schwüle Luft legte sich breit und atemraubend rings um die hellenische Helle und Heiterkeit, und gar seltsam anmutende Üppigkeit lockte zur Antike, deren edle Einfalt und stille Größe dabei nicht mehr recht gedeihen will. Es lohnt sich also wohl, den Fall Bachofen einmal schärfer anzupacken, anzupacken mit der Unverfrorenheit und dem Psychologismus unserer Tage, der auch vor dem Gelehrten nicht respektvoll Halt macht und sich von der wissenschaftlichen Gebärde nicht blenden lässt, da er wohl weiß, wie vielfältige Verkleidungen der Lebenstrieb anzunehmen imstande ist. Hast du, J. J. Bachofen, so wollen wir ihn fragen, hast du nur der Erkenntnis gedient, hast

du nur mit unermüdlicher Forscherfreude herausbringen wollen, wie es in alten Zeiten um den menschlichen Glauben und die menschliche Gesellschaft bestellt war, oder hast du, dir selber unbewusst, eigenes Erlebnis zu einem gewaltigen historischen Roman gestaltet? Zuerst warst du allerdings sicher ein Wissenschaftler wie Tausende, als du im Einklang mit deinem römisch-rechtlichen Lehrstuhl die Fachgenossen mit hübschen Untersuchungen aus deinem Fachgebiet zufrieden stelltest. Aber später wurdest du ein anderer. Du selber schiebst die Verantwortung auf eine Italienreise, die du vor deinem 30. Lebensjahr unternommen hattest und seit der du die Materialien zu deinen großen Werken gesammelt haben willst. Äußerlich mag das stimmen, ob auch innerlich, das hat sich zu zeigen. Auf alle Fälle schufst du von deinem 44. Lebensjahr an in raschster Folge sozusagen Jahr für Jahr deine Bücher, die trotz ihres großen Umfanges eine überreiche Stofffülle fast zum Bersten bringt, die aber alle von einer einzigen, mit fanatischer Konsequenz verfolgten imposanten Idee zusammengehalten sind. Diese Idee ist die Lehre von jener voreuropäischen, also asiatischen Kultur, die, primitiv und vegetativ, auf Frau und Mutter basiert, chaotisch-orgiastische Züge mit hieratischen vereint, neben selbstvergessener Wollust reiche Tugenden aufweist, wie kriegerische Tüchtigkeit und ritterlichen Sinn der männlichen Jugend, aufopferungsvolle Tapferkeit zumal in der Verteidigung des heimischen Bodens, die Anhänglichkeit an die vaterländische Sitte und das Herkommen usw. (*Tanaquil*, S. 348). Die Fruchtbarkeit des Mutterbegriffes reicht über das Individuum hinaus, so weit, dass Tod und Leben in eins zusammenfallen: Aufgehen in die mütterliche Erde ist sowohl Leben als Sterben. Von diesen Anschauungen ragen die Reste, eigentlich alles dominierend, ins Hellenische und Europäische hinein, in unverdorbenen Landschaften, in der Gräbersymbolik, in den Mysterien und im Pythagoreismus; diese späten Dinge « führen zwar in die Anschauungen von dem jenseitigen Leben tellurische Gedanken einer tiefern, materiellen Kultur ein » (*Die Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie*, S. 23), aber immerhin « tritt dem Abfall von dem uranischen Gedanken das Bestreben des Mysteriums nach einer

glänzenden Erneuerung desselben entgegen » (ebenda S. 37) und « das Wesen des Pythagoreismus liegt in der Bekämpfung des Hellenismus » (*Mutterrecht*, S. XVI). In der Umklammerung dieser asiatischen Kultur geht das bisschen Hellenentum auch wirklich fast zugrunde, aber auch sonst legen zahllose Phänomene mitten im Griechentum drin, die man sonst harmlos hingenommen, durch irgendwelche symbolischen Verknüpfungen mit der gynäkokratischen Grundidee Zeugnis ab für die Zähigkeit und Unzerstörbarkeit jener Anschauungen.

Selbstverständlich, so sagen Bachofens Gönner, ist ein solches Allesuntereinenhutbringen übertrieben. Wäre das alles, so dürften auch seine Gegner ihm daraus kaum einen Vorwurf machen: Die genialste Idee pflegt in statu nascendi unbotmäßig zu sein. Zuerst schien es auch, als ob die ethnographische Forschung, vor allem der Angelsachsen, bei wilden Völkern die Zustände, die Bachofen für die Vorzeit erschlossen, bis zu einem gewissen Grade als jetzt existierend anerkennen müsste; erst neuerdings werden, wie ich höre, auch gegen diese Befunde ernsthafte Zweifel laut. Aber trotzdem darf nicht geleugnet werden, dass die Gynäkokratie eine blendende Idee ist; sie scheint in psychische Zustände hineinzuleuchten, wie sie erst lange nach Bachofen die moderne Religionswissenschaft zu erkennen allmählich gelernt hat, sie scheint ein Vorläufer jener psychologisch vertiefteren Auffassung des menschlichen Geisteslebens zu sein, wie sie sich jetzt in den Geisteswissenschaften durchsetzt. Gerade auf römischem Gebiet schiene Bachofens ablehnende Haltung gegen Mommsen und seine Schule einen innerwissenschaftlichen Gegensatz zu verraten, bei dem der Endsieg sich bereits Bachofen zuneigte. Wie wir jetzt anfangen zu erkennen, dass Mommsens Auffassung des römischen Staates viel zu juristisch, gleichsam eine kodifizierte war, dass er zu wenig das lebendige Werden der Staatsanschauungen empfand und wiedergab, so lässt sich das noch in erhöhtem Maße von der Religionsauffassung sagen, die Mommsenschüler, vor allem Georg Wissowa, bis vor kurzem beherrschten: Papier anstatt Leben, Recht anstatt Glauben. Wie ganz anders lebendig und unheimlich ist in Bachofens *Tanaquil*buch dies selbe römische Volk mit seinen Reminiszenzen an heimliche Lüste und

orgiastische Üppigkeit. Ist dies Leben echtes Leben, d. h. einmal gewesenes Leben, dann tut ihr recht daran, diesen Mann auf ein Piedestal zu stellen. Ob es das aber wirklich ist? Dies zu entscheiden, hilft nur eins — wir müssen die Arbeitsweise Bachofens unter die Lupe nehmen.

Seine Materialien sind ungeheuer: Die ganze Weite der antiken Literatur ist offenbar von ihm exzerpiert worden; Abgelegenstes und Spätestes entging ihm nicht; auch die Kunstdenkmäler sind ihm reichlich vertraut. Seine Stellung zu diesen seinen Zeugnissen ist aber eine völlig unkritische: Spätes wie Frühes, Originales wie Abgegriffenes, das durch ein paar Dutzend Hände hindurchgegangen ist, von gescheiten Autoren Stammendes wie solches von ganz inferioren — alles dient ihm ohne irgendeinen Unterschied. Jener Kritizismus, den wir als Erbe der Aufklärungszeit in die Altertumswissenschaft erhalten haben und den in seiner Zeit Niebuhr, Mommsen und Lobeck fast allzu meisterhaft wie ein Florett handhabten — Bachofen weiß von ihm nichts. Das scheidet ihn nun freilich sofort auch von den modernsten Vertretern der Altertumswissenschaft, denn diesen Kritizismus preiszugeben sind wir nicht im mindesten geneigt, wir wollen ihn nur entrationalisieren. Bachofen aber weiß nicht nur nichts von ihm, er verfolgt « die sog. kritische Sichtung des gegebenen Materials » sogar mit wildem Hass; er ist sich seines unkritischen Vorgehens ganz bewusst, denn ihm ist es ein « falscher Gedanke, als drehe sich die Erforschung vergangener Zeiten um die Ermittlung der faktischen, nicht um die der geistigen Wahrheit, um die Empirie der Ereignisse, nicht um jene der in der Überlieferung enthaltenen Zeitgedanken » (*Tanaquil*, S. LI). Was er treibt, ist eine Art von historischer Naturforschung, « die die übereinander gelagerten Schichten der allmählich in die Erscheinung getretenen Geistesarten erkennt, jeder die ihr zugehörenden Reste anweist, die Genesis der Ideen zeigt und, alle Stufen der Wirklichkeit durchschreitend, unsern Geist zum Anblick dessen führt, was er in der Sukzession der Zeiten gewesen, aber heute nicht mehr ist » (ebenda S. LV).

Natürlich weiß jeder Religionsforscher, dass gescheite, sorgfältig überlegende Schriftsteller, die für andere Dinge uns voll-

gültige Gewährsmänner wären, für religiöse Fragen gar keine zuverlässigen Quellen sind; Bachofen treibt aber die Sache auf die Spitze: Ihm sind die Spätesten, Suspektsten, diejenigen, die wir für das frühere Altertum überhaupt nicht mehr um Rat fragen, gerade am allerwillkommensten. So nimmt er im *Mutterrecht* seinen Ausgangspunkt von einem vorhomerischen Mythos, den er aber mit einer Stelle des Bischofs Eustathios von Thessalonice (12. Jahrhundert) für seine Zwecke zurechtmacht. Ja überhaupt die Byzantiner sind seine Lieblinge. «Unähnlich den Vertretern der heutigen Kritik lässt sich der gelehrte Byzantiner durch das Anormale, das ihm die Sage zu enthalten scheint, zu keiner Verdächtigung, noch weniger zu einer Änderung des Überlieferten verleiten. Diese prüfungslose, gläubige Unterordnung unter die Tradition, oft als gedankenloses Nachschreiben getadelt, bildet die beste Bürgschaft der Zuverlässigkeit selbst später Berichte» (*Mutterrecht*, S. VII). «Wo es der Verdrehungen, Anzweifelungen, Negationen bedarf, da wird die Fälschung stets auf Seite des Forschers, nicht auf jener der Quellen und Überlieferungen, auf welche Unverstand, Leichtsinn, eitle Selbstvergötterung so gerne die eigene Schuld abwälzen, zu suchen sein» (ebenda S. XII). Bei diesem Anlass entfährt ihm das tiefe Wort: «Mit den Zeiten wechseln die Probabilitäten.» Darum muss er auch einen ganz neuen Weg der Forschung gehen; er erkennt dies in seiner Selbstbiographie (S. 360 in der *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* 34): «Es gibt zwei Wege zu jeder Erkenntnis, den weitem, langsamern, mühsamern verständiger Kombination und den kürzern, der mit der Kraft und der Schnelligkeit der Elektrizität durchschritten wird, den Weg der Phantasie, welche von dem Anblick und der unmittelbaren Berührung der alten Reste angeregt, ohne Mittelglieder das Wahre wie mit einem Schlage erfasst. An Leben und Farbe ist das auf dem zweiten Wege Erworbene den Verstandesprodukten mächtig überlegen.»

Diese Formulierungen scheinen wiederum modernen geisteswissenschaftlichen Tendenzen sehr nahe zu stehen, denn Abkehr vom rein Tatsächlichen zum Wesentlichen, von der Freude am Nichtwissenswerten zur Deutung, zur Schau und Intuition

ist uns eine vertraute Forderung. Aber peinlich ist dabei folgende Feststellung: Eine große Anzahl der Bachofenschen Intuitionen sind durch die seitherige Forschung nicht bestätigt, sondern widerlegt worden. Die einwandfrei vorgenommenen Untersuchungen über die frühen Beziehungen von Orient und Okzident, über das altgriechische Mysterienwesen, über den Pythagoreismus, aber auch über Roms Vorgeschichte, über die Lokalisierung der griechischen Sagen (die Bachofen alle gläubig hinnimmt) usw. haben zu Ergebnissen geführt, vor denen Bachofens elektrische Erfassungen fluchtartig das Feld räumen müssen. Merkwürdig aber ist die Tatsache, dass je jünger, sekundärer, abgeleiteter die Zeugnisse werden, sie dadurch, dass sie den Gedankengängen Bachofens nahe stehen, um so mehr verblüffen, ja sich zum Teil geradezu mit ihnen decken. Wenn sich die Intuition, wie sie bei ihm es tut, mit Vorliebe an diese klammert, kann es herauskommen, dass « man glaubt, einen ganz speziellen Gegenstand der Kunst-Archäologie unter den Händen zu haben, und man sich zuletzt inmitten einer wahren Universaldoktrin findet » (*Selbstbiographie* S. 358). Ja, tatsächlich so und nicht anders ist es; tatsächlich scheinen alle diese dubiosen und späten Zeugnisse, so wie sie Bachofen auswählt und gruppiert, Dokumente einer großen religiösen Verschwörung zu sein.

So verblüffend diese Feststellung auf den ersten Blick sein mag — sie gerade wird uns deutlich machen, was für einem Phänomen man gegenübersteht. Plötzlich wird es einem bewusst, dass Bachofen selber nur ein Fortsetzer des antiken religionshistorischen Synkretismus ist. Ich spreche absichtlich von *religionshistorischem* Synkretismus, denn ich meine nicht jene nur allzu populäre Angleichung der Religionen aneinander; nein, wovon ich spreche, das ist die seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert einsetzende, bald zum Range einer Koine sich erhebende Gleichheit der Anschauungen über Entstehen, Wachstum und Wesen der Religion. In diesen Kreisen entstand die Verehrung für Asien, dort ist der Gegensatz Ost—West zu Hause: Bachofen ist Asianer als Nachfolger dieser Leute. Von dorthier kam in die Mysterien die ganz tolle Symbolik mit Astrologie und Zauberei, von dorthier die schwüle Bordelluft,



dorther die Abneigung gegen das Hellenentum, das mit vollem Recht als Gegensatz zu diesen dunkeln Machenschaften gefühlt wurde. So verbreitet sind diese Anschauungen, dass der einfältigste Vergilscholiast, wo ihn seine Handschrift im Stiche ließ, aus eigener Seelentiefe in diesem Geiste weiter kommentieren konnte, dass der bornierteste Kirchenvater in diesem Stile seine Apologie oder seine Polemik schreiben konnte. Und gerade das sind die Bevorzugten Bachofens. Aber nicht nur bei solchen Tröpfen, sondern mit Recht findet er seinen Gegensatz Asien—Europa auch in gewissen Werken der hohen Literatur der Antike, vor allem in Vergils *Aeneis* (*Mutterrecht*, Seite XXI), da Vergil in stärkstem Maße von solchen religiösen Ideen infiziert war. So begreiflich hier die Verwandtschaft mit Bachofen ist, so erzwungen und aus Zeugnissen konstruiert, denen der ernsthafte Forscher überhaupt kein Auge mehr schenkt, ist sie bei älteren Schöpfungen, so wenn wir z. B. in Orests Schicksalen « das Bild der Erschütterungen und Kämpfe erkennen sollen, aus welchen die Erhebung des Vaternums über das chthonische Mutterprinzip hervorgegangen ist » (ebenda Seite XXVII) oder die Phäakensage für den Mysteriengedanken der pelasgisch-chthonischen Religionsstufe ansehen und darüber « staunen sollen, bei Homer diesem Gedankenkreis aus der vorhellenischen Zeit der chthonisch-mütterlichen Mysterienkulte zu begegnen » (ebenda S. 312/13).

Der beginnende Hellenismus ist die Grenze: mit ihm beginnt der Bachofianismus, oder, anders gesagt, Bachofen ist ein romantischer Spätasianer. Es ist demnach ein unheilvoller *circulus vitiosus*, wenn jene zu Anfang genannten Kreise zu Bachofen als einem Historiker greifen: Mögen nun seine Anschauungen religionspsychologisch richtig oder falsch sein — sicher weist er deren Existenz nicht in der Geschichte der primitiven Völker und Zeiten nach, sondern vielmehr fühlt er sich als ein Kongenialer zu Darstellungsformen pseudowissenschaftlicher Natur hingezogen, die in einem bestimmten und zwar relativ späten Zeitpunkt der Geschichte auftauchten und sich in steigendem Maße allgemeiner Geltung erfreuten. Trotzdem sind es unerfreuliche Erscheinungen. Ihre Motive sind verständlich; es ist die Opposition nicht nur gegen Ratio-

nalismus und Positivismus, sondern gegen die Entwicklung der griechischen Philosophie überhaupt, die ihrer religiösen Stoßkraft verlustig ging und zur Wissenschaft wurde. Es ist also, wenn es das gibt, religiöse Wissenschaft oder auch durch Rücksichten auf die Wissenschaft eingeschränkte Religion, eine Quasireligion, die auf der einen Seite, der wirklich religiösen, sich nicht mehr entwickeln kann, und darum auf der andern geile Schosse treibt nach einem konstruierten Schema religiöser Symbolik und Begriffsbildung, aber innerhalb desselben üppig und maßlos.

Das also ist das große Missverständnis auch der Bachofenverehrer, dass sie diese dekadenten Kulturschösslinge für primitive halten. Der feingebildete Professor J. J. Bachofen, dessen Seele irgendwie unter dem Schutte der Wissenschaft verschüttet war, erfuhr in der Mitte seines Lebens eine jener großen Wandlungen, « eine Zeit des Überganges », nennt er sie selber (*Selbstbiographie* S. 374), « wie sie jedem strebenden Wesen aufbehalten sind ». Es kam auch ihm die Zeit, « in welcher der Gelehrte seine Studien über ihr Verhältnis zu den höchsten Dingen ernstlich zur Rede stellt ». « Damit erwachte der Wunsch in ihm, ja es machte sich ein dringendes Bedürfnis geltend, dem ewigen Gehalt der Dinge doch wenigstens um ein Kleines näher zu treten ». Statt dass er aber den Mut und die Sicherheit zum Glauben und zur Religion aufbringt — er nennt es anders: « Ich weiß nur zu sehr, wie große Gefahr ich damals lief; ich hätte auf metaphysische Abwege geraten und die rechte Leuchte für immer aus den Augen verlieren können » — statt dass er ein frommer Basler wird, verliert er sich doch auch, und zwar verliert er sich, wie Spengler so überwältigend treffend von ihm sagt (I, 2. Aufl., S. 37): « in den Wolkenregionen eines Altertums, das lediglich ein Spiegelbild seiner philologisch geregelten Empfindsamkeit ist ». Spengler sagt dies nicht von ihm allein, sondern unter andern auch von Nietzsche. Vor dieser Parallele habe ich mich bis jetzt ängstlich ferngehalten, — jetzt geht es nicht mehr. Wie Nietzsche seine keimenden Herreninstinkte, die seiner Schwäche abgelistete Brutalität und Grausamkeit in die sklavenhaltenden, agonfreudigen Hellenen projiziert, so verlegt Bachofen seine nicht

mehr zu unterdrückenden Sehnsüchte in *die* Zeiten des Altertums, die seinen Bedürfnissen sich anzupassen willens waren, scheinbar in die ganz primitiven, tatsächlich in die ganz späten und dekadenten.

Ja freilich eine Sehnsucht treibt ihn; es ist eine große und starke Leidenschaft in ihm. Gerade das ist es ja, was ihm eine menschliche Überlegenheit über seine Vorgänger gibt, die, in vielem zwar kritischer, doch auch den Grundstock ihrer religionsgeschichtlichen Anschauungen aus jenen spätantiken Spekulationen bezogen, über die Creutzer, Schelling usw. Darum ist er mehr als jene fanatisch, geschlossen, zielstrebig, eingeschworen auf seine Grundthese, die « als durchaus gesichertes Besitztum unserer wissenschaftlichen Geschichtskennntnis unerschüttert » (*Mutterrecht*, S. 420) bleiben wird. Es schiebt sich ihm aber, damit er zu dieser Einheitlichkeit gelangen kann, eine einzelne Seite dieser Betrachtungsweise in den Mittelpunkt: die sexuelle. Das Urmutterprinzip, die Empfängnis und der Geburtsakt der Frau, ihr buhlerisches Wesen — achtet man einmal darauf, so wird man staunen, mit welcher unerschöpflicher, nur geringe Variationen aufweisender Eloquenz Bachofen immer und immer wieder auf sie zurückkommt. Alles Männliche ist sekundär, das Phallische ist « nicht das ursprüngliche, es geht schon aus dem Dunkel des Mutterschoßes ans Licht hervor ». Dies alles ist ihm aber nicht nur wissenschaftliche Erkenntnis geworden, er kann seine Bewunderung, seine Begeisterung für die Weibekultur nicht unterdrücken, hingegen wollen anerkennende Worte für die hellenische Vaterkultur nur mühsam über seine Lippen. Die gynäkokratische Kultur ist religiös wie keine andere — nachdem er vorher gesagt: « Es gibt nur einen mächtigen Hebel aller Zivilisation, die Religion » —, « dafür bürgt die innere Anlage der weiblichen Natur, jenes tiefe, ahnungsreiche Götterbewusstsein, das, mit dem Gefühl der Liebe sich verschmelzend, der Frau, zumal der Mutter, eine in den wildesten Zeiten am mächtigsten wirkende religiöse Weihe leiht »; « das gynäkokratische Weltalter ist die Poesie der Geschichte, es ist mit seinen Gestalten, Taten, Erschütterungen der Dichtung gebildeter, aber *schwächerer* Zeiten unerreichbar » (alles aus *Mutterrecht*, S. XIII), ja

erst darin «enthüllt sich ihm etwas von dem göttlichen, ewigen Gehalt der menschlichen Gedanken» (Selbstbiographie S.375). Denn, im Grunde genommen, sind wir durch das Vaterschafts-unwesen auf Irrwege gekommen, « ohne Rückkehr zu der alten einfachen Seelenfrische und Gesundheit wird nicht einmal eine Ahnung von der Größe jener alten Zeit und Denkweise möglich sein, da das Menschengeschlecht noch nicht, wie heutzutage, aus der Harmonie mit der Schöpfung und dem außerweltlichen Schöpfer gewichen war . . . Ich sehe mehr und mehr, dass *ein* Gesetz alles regiert und dass der ursprüngliche Mensch gleichsam mit der Regelmäßigkeit des tierischen Instinktes sein irdisches Leben angelegt und geregelt hat . . . Es ist eine wahre Naturforschung, was ich jetzt treibe.»

So erschrak Johann Jakob Bachofen auf der Akme seines Lebens wie weiland « Rom, die Aphroditestadt, ob der langen Vernachlässigung der Mutter und seiner ausschließlichen Hingabe an das . . . Prinzip des väterlichen Imperiums ». Jetzt trieb ihn sein Dämon zu jenen Spekulationen, Ausflüssen wohltemperierten Aberglaubens, über die Geschlechter und ihre Symbole, über Zusammenhang von kosmischen Erscheinungen, Tag und Nacht, links und rechts mit Mann und Weib, über den Zusammenhang von Sumpfvegetation und unehelicher Geburt (*Antiquarische Briefe* I); jetzt sah er in den Grabsteinen Phallen, die die Erde aus ihrem Schoß emporgesandt (*Selbstbiographie* S. 359), jetzt musste er jene perverse Schilderung des Amazonentums kreieren, die ein Vorläufer von Otto Weiningers Expektionen über das Dirnentum sein könnte (*Mutterrecht*, S. XXIV). So tun wir wohl nicht unrecht, in dieser Wandlung J. J. Bachofens eine zweite Pubertät zu sehen, die ihn über den Haufen warf und notzüchtigte. Der Begriff des andern Geschlechtes nahm für ihn unheimlich schauerliche und zugleich lockende Gestalt an — nicht anders als für Nietzsche die Macht. Da dieser aber noch jung und nicht ganz an die Wissenschaft verloren war, so gewann er die Freiheit, sich von dem scheinwissenschaftlichen Kleide seiner Gedanken zu befreien; erst als er nicht mehr Philologe sein wollte, sondern Zarathustra, wurde er der große Verkünder. So scheidet ihn der Erfolg von Bachofen.

Aber nicht nur der Erfolg. Die Klarheit der Sinne. Hat Nietzsche etwa weniger in die Seelen hineingeleuchtet, weniger als Prophet dem neuen seelendurchwühlenden Menschheitsgeist den Weg gebahnt, als der Dunkelmann Bachofen? Das Gegenteil ist die Wahrheit. Je mehr ein neuer Geist sich jetzt erfüllt, um so staunender stehen wir vor jenem, der ein halbes Jahrhundert zuvor ihn schon in sich getragen; von Bachofen aber leiten sich nur ein paar seltsame Käuze ab, jene Märtyrer der Satyriasis, Weininger und andere Anbeter des asiatischen Weibes, lustvolle Gucker durch die chinesische Mauer oder dann, mit dem mir nicht Geheuern ihres Wesens, jene modernen Erotophilen. Sollte nicht ihnen der Gewissenhafte des Zarathustra — im Kapitel: Von der Wissenschaft! — zurufen:

« Ihr sitzt noch alle mit lüsternen Augen da. — Ihr freien Seelen, wohin ist eure Freiheit? Fast, dünkt's mich, gleicht ihr solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahen: eure Seelen tanzen selber! »

ZÜRICH

ERNST HOWALD



## **TOD UND FREUNDSCHAFT IM WERKE JEAN PAULS<sup>1)</sup>**

Freundschaft und Freundesliebe — diesen Bereich der Seele hat kein deutscher Dichter je so in allen Wundern der Sprachgestaltung offenbart wie Jean Paul. Freundschaft ist das Herz seiner ganzen dichterischen Gestaltenwelt. Das seelentiefste „Du“, das die hohen Menschen in allen seinen Dichtungen zu finden vermögen, ist, außer dem göttlichen, das freundschaftliche. Im Zentrum des Schicksalsraumes aller seiner Romane steht eine jünglingshafte Sternenfreundschaft. Er hatte zuerst das stereotype Bild der klassischen Jünglingsfreundschaft ausgelöscht und an dessen Stelle eine Reihe von lebensvollen Jünglingspaaren gestellt, in denen die Problematik und differenzierte Empfindungsweise des unendlich vielfältig gebrochenen und komplizierten Lebensgefühls seines philosophischen Jahrhunderts sich aussprach. Eine Welt trennt die

<sup>1)</sup> Aus einem Jean Paul-Buch, welches im Verlag Seldwyla Zürich erscheinen wird.